

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 15

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]
Autor: Aeby, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640390>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 15 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

11. April 1936

Ostern. Von Ernst Oser.

Fest des Auferstehens, mache
Heut' uns wieder froh und rein,
Dass sich unser Herz entfache
An des Himmels lichtem Schein!

Heiter schlägt aus Schlaf und
Erde ihre Augen auf, [Träumen
Duft und Knospensamt umsäumen
Schon der dürren Aeste Knauf.

Munter spreiten ihr Gefieder
Im Gezweig die Vöglein all',
Und von Baum zu Baum die Lieder
Senden Schall und Widerhall.

Wanderfreude lenkt die Schritte
Zu den Wundern der Natur.
Manches Hoffens stille Bitte
Findet der Erfüllung Spur.

Eines mächt'gen Schöpfers „Werde!“
Ruft das Leben rings hervor,
Hebt die Leiden unsrer Erde
Zu der Gnade Licht empor.

Des Erlösers Allerbarmen
Leuchtet in die Welt hinein,
Lässt genesen und erwarmen
Uns in seiner Liebe Schein.

Möchte doch der Menschheit Ringen
Um des Friedens heil'ges Gut
Aus dem göttlichen Vollbringen
Schöpfen des Erquickens Mut.

Möchten Brüder sich zu Brüdern
Finden in der Wanderschaft,
Opferfreudig zu erwidern
Jede Tat mit Treu' und Kraft.

Also wird der Ostern Quelle
Segen spenden fort und fort.
Aus dem Dunkel in die Helle
Führ' uns der Verheissung Wort!

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

15

„So eine Luftfahrt ist eine Perspektive fürs Leben. Sie werden in die Wolken gehoben, vermeinen dem blauen Himmel näher zu kommen, der doch immer gleich weit entfernt bleibt, unendlich fern und weit. Der große Vogel, der uns trägt, braust donnernd immer tief unter dem Himmel dahin, wie hoch hinauf er auch streben mag. Die unten zusehen, vermeinen, man fliege da oben, aber man fliegt nicht, man sitzt weich und bequem zurückgelehnt, vielleicht ist man angebunden, man ist mehr oder weniger beklommen von dem Wunder des Erlebens, man ist entzückt von der wunderbaren Fernsicht, aber die körperliche Erdschwere ist geblieben, die Grübeleien des Kopfes und die Schikanen des Herzens sind noch zugegen. Man entfliegt und entflieht ihnen nur scheinbar. Man bleibt ein Kind der schweren Erde. Man darf sie nicht vergessen und nicht aus dem Auge verlieren, besonders der Führer am Steuer nicht.“

„Ja“, warf er ironisch ein, „Mutter Erde ist ja stets bereit, ihre Kinder wieder in die Arme zu nehmen, oft wenig sanft.“

„Gut, wir sind im Bilde“, frohlockte sie, weil sie sich verstanden glaubte.

„Ist mein Bildnis schon fertig gezeichnet?“ fragte er unbefriedigt.

„Was wollen Sie noch hören?“ forschte sie ebenso enttäuscht.

„Alles, was Sie so klug sich ausdenken über meine Wenigkeit.“

„Wie bitter Sie wieder sind. Ich habe doch deutlich geredet. Machen wir kehrt, sonst verlieren wir diese Nacht sogar unser gutes Dorf aus den Augen und landen im Mond.“ Sie lachte hell, um ihn aufzuheitern. Sie fasste wieder seinen Arm, als sie gewendet hatten.

„Die Welt im Mond oder auf dem Mars wäre vielleicht ihre Welt“, begann sie wieder mit ihrer beruhigenden Stimme. „Erdfern, schön wie ein Glorienschein, und wenn es dort Menschen gäbe, alle nur gut und brav und fromm. Sie stehen mit Ihren Ideen so hoch über unserer Erde, und Sie wollen auch die Mitmenschen so hoch hinaufziehen, aber Sie vergessen, daß nur Auserwählte so hoch oben noch unbesorgt atmen können, und daß diese sich aus eigener Kraft heben und meist Einzelgänger und Einzelflieger sind.“

Sie schwieg. Ihre Stimme klang dunkel, als sie nach einer Weile sagte: „Die Mehrheit der Menschen zieht uns aber hinunter in die Niederungen. Auch in Römerswyl gibt es solche Versucher.“

„Arme Sünder“, entschuldigte Lothar, im Widerstand auf das, was er nun erwartete.

„Sie wissen, wo geschrieben steht: Es tut mir jedesmal im Herzen weh, wenn ich dich in der Gesellschaft seh'.“

„Fauft; Gretchen!“

Sie hielt ihn fest. „Sie wissen, wen ich meine. Hüten Sie sich vor diesem Mephisto, dem Gemeindefschreiber. Solche Menschen darf man nicht zu Freunden haben.“

„Freund ist er mir nicht.“

Sie ging nicht darauf ein, sie steuerte auf ihr Ziel los: „Ich wollte Fräulein Ruth zur Freundin wählen, aber es ging nicht. Sie ist schön, sehr schön, auch liebenswürdig, aber sie ist flatterhaft und eitel und dumm.“ Sie schüttelte die Worte so heftig von sich, als wäre Ekles fortzuwerfen. „Eine hübsche Gipsfigur, sagt mein Bruder.“

Lothar verteidigte das Mädchen, das, wie ihm schien, auch hier des Schutzes bedurfte. „Aber Ruths Seele ist rein“, sprach er, „und die sollte Franz Hollmann nicht verderben.“

„Wer sich gern verderben läßt, verdient kein Mitleid und keine Verteidigung“, erhielt er zur Antwort. Claire sagte es gereizt, aus der Not ihres Herzens heraus.

„Es gibt erwachsene Menschen, die arglos sind wie Kinder, und die der Führung bedürfen“, belehrte Lothar.

„Ja“, sagte Claire gedehnt und dachte bedauernd, auch du, mein Lieber, bist ein solcher Mensch. Laut sprach sie, ihre drangvolle Mission zu Ende führend: „Die meisten Menschen tragen den Segen oder den Fluch ihrer Abstammung. Die Mutter Ruths ist eine Person, die in üblem Rufe steht. Vieles daran ist wohl Geschwäh, aber das eine Zeugnis ist da. Sie hatte sich Fischlin versprochen, doch ihr Intimus war ein Italiener, ein Werkbauleiter. Er verschwand um die Zeit, da sie ihre Ehre verlor. Er hieß Carlo Beretti. Man sagt, er lebe noch.“

„So wäre Ruth die Tochter dieses Carlo Beretti?“ fragte der Lehrer eifrig.

„Man vermutet es“, entgegnete Claire ohne Arg. Lothar atmete erleichtert auf. Er war dennoch unruhig, weil er den leisen Verdacht hegte, Claire rede zur Entlastung ihres Vaters und zu eigenen Gunsten.

„Wer erzählte Ihnen das?“ fragte er.

„Unsere alte Magd Brigitte“, sprach sie offen.

„Das ist ein dunkles und schweres Geschid“, bemerkte der Lehrer und fühlte sich wiederum voll Teilnahme in diesen Kreis einbezogen.

„Sie Guter und Großer“, sagte das Mädchen mit Wärme. „Sie dürfen nicht dort Mitleid verschwenden, wo es nicht eingewertet wird.“

„Es herrscht viel Elend in Römerswil“, wick er aus.

„Nicht mehr und nicht weniger als andernorts“, entgegnete sie mit der Sicherheit der Frau, die des Lebens Härten kennt. „Sie wollen mich nicht verstehen, Herr Lehrer, und doch vermag ich nicht anders zu sprechen. Soll ich meine Worte zurücknehmen?“

„Warum denn?“ fragte er fast herb. „Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit.“

Sie erteilte keine Antwort. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Wieder schritten sie schweigend nebeneinander.

Sie kamen in den Bereich des Dorfes. Beider Schatten war weg. Jedes war allein mit seiner eigenwilligen Persönlichkeit. Nur die Frau fühlte, wie sich beide zu einem wertvollen Ganzen hätten vereinen lassen, des einen Schwächen durch des andern Stärke ausgleichend und die Harmonie zu einer vollkommenen Ehe schaffend.

Die Nacht hatte sich tiefer verschattet. Zwischen Park und Straße lief eine Hecke, hoch und sommerüppig. Sie war nun ein schwarzer, massiger Wall geworden.

Claire zog den Lehrer in die Zweige und flüsterte warm: „Ich sagte ihnen dies alles nicht aus kleinlicher Eifersucht, ich mußte es sagen, weil ich Sie liebe, und weil ich Sie nicht unglücklich sehen möchte, Sie Herrlicher.“

Sie umschloß lieblosend sein Gesicht mit ihren beiden Händen und näherte ihr Antlitz dem seinen. Aber er hielt aus eigenwilligem Trotz den Nacken steif. Da senkte sie ihre Hände und sagte dumpf: „Ich wollte Ihnen einen Ruf geben. Sie sträuben sich. Wissen Sie, die sind bei mir nicht für jedermann feil.“

Da kam ihm ihr Wert erst recht zum Bewußtsein. Er suchte nach ihren Händen und bat um das, was sie ihm freiwillig hatte schenken wollen. Aber nun erwehrte sie sich seiner Zudringlichkeit, drückte ihm nur fest die Hand, schritt eilig zum Tor, öffnete es und sagte von jenseits: „Bühete Sie Gott! Gute Nacht.“

Lothar stand fassungslos und schaute ihr nach.

Ihre Schritte knirschten ungeschert und fest auf dem Kies. Sie verschwand; Licht flammte in der Villa auf, und die Haustüre wurde mit sicherem Griff geschlossen.

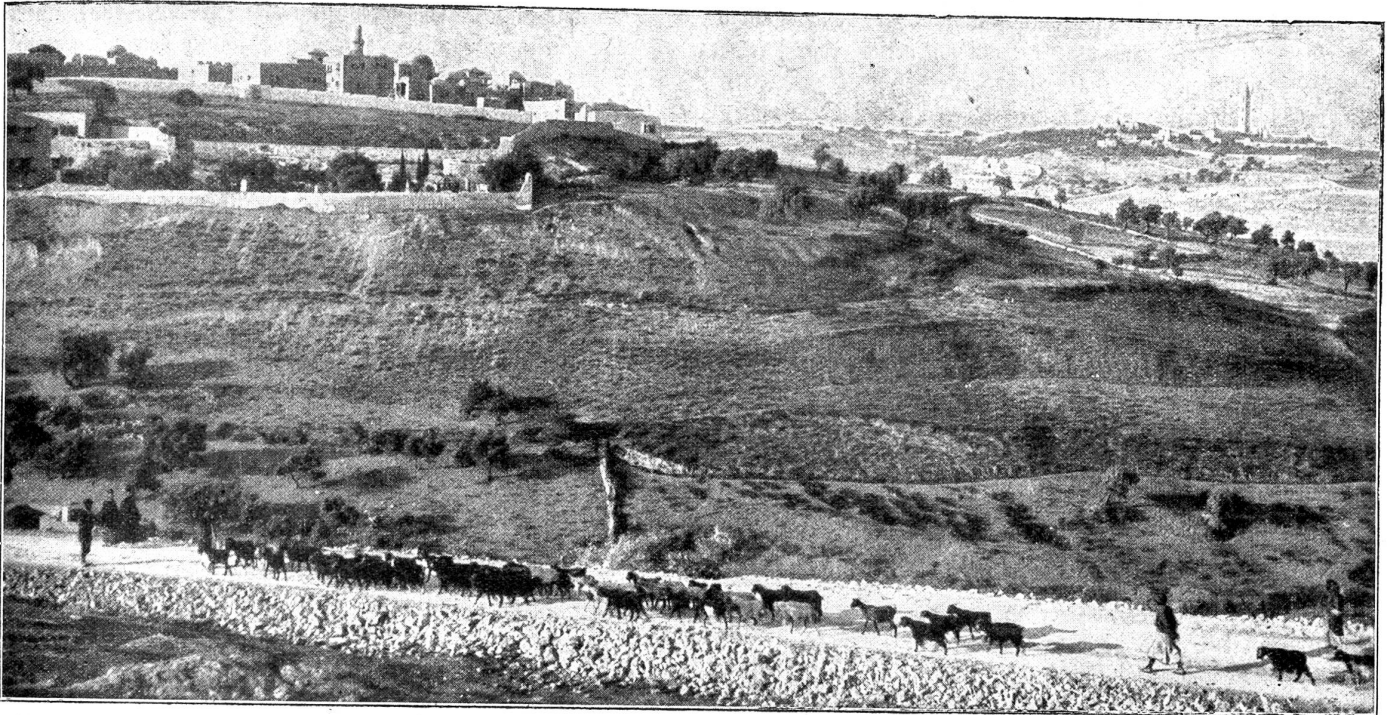
15. Kapitel.

Früh schon war Lothar wach. Die Qual, die ihn beim Zubettegehen beschwert hatte, war gewichen. Von Latendrang gestählt, sprang er aus dem Bette, wusch sich mit kaltem Strahl und fuhr munter in die Kleider.

Nun sollte eine neue Epoche des Lebens beginnen. Er wollte nicht dem Flieger gleichen, der in den sonnigen Volkengebilden die bittere Erde vergaß. Es beschämte ihn, daß er seine Zeit mit Liebeständeleien verzettelt hatte. Er wollte sich tüchtig erweisen, wie Frau Gauch es von ihm verlangte. Die Hausindustrie war in seine Hand gegeben. Er wollte sie hochbringen, ohne jemanden zu schaden. Auch nicht Direktor Hollmann; er wollte ihn nicht zum Konkurrenzkampf herausfordern. Die Heimindustrie sollte keine Nebenbuhlerin der Fabrik werden. Im Grunde konnte sie das auch nicht sein, denn die Fabrik arbeitete auf Filz und die Heimarbeit auf Stroh.

Er schrieb an die Auftragsfirma in der Großstadt und bat um einen Fachmann, der in einem Kursus die nötigen Anleitungen für die Strohhütlererei vermitteln sollte. Man wolle früh im Herbst beginnen, um im Winter in vollem Betrieb zu sein. Der Brief schien ihm geschäftskundig abgefaßt. Er wollte ihn Holzer vorlesen, der in dieser Hinsicht über ein gesundes Urteil verfügte. Aber an Fridolins Türe pendelte mächtig ein Pappschild: „Verreißt bis heute abend.“

Lothar trug den Brief zur Post. Er schritt aufrecht mitten auf der Straße. Ein wehmütiges Erinnern an die



Ostern in Jerusalem. Der Berg Zion und der Oelberg. (Zum Aufsatz „Jerusalem — wie es heute ist“.)

seltsame Wanderung des Vorabends verschreckte er mit zähem Willen.

Unternehmungslustig ging er hierauf zum Ammann, um von ihm die Erlaubnis zu erlangen, die Kurse in einem Saal des Schulhauses veranstalten zu dürfen.

Der Ammann saß hemdärmelig in der mächtigen und solid ausgestatteten Bauernstube oben am Tische. Die Sonne flutete durch die vielen Fenster herein und ließ den behäbigen Mann in seinem weißen Hemd würdig und weise erscheinen. Er las weitsichtig in der Zeitung, die der Postbote eben gebracht hatte.

Auf den freundlichen Gruß des Lehrers legte er die Zeitung vor sich auf den Tisch, lehnte sich an die Wand zurück, bot dem Lehrer die Hand und sagte: „Nehmen Sie Platz. Ich habe eben den Marktbericht gelesen. Der Lebensindex steht immer noch hoch und unsere Produkte tief, folglich ist das Leben für den Bauer schwer, das Geld teuer! Hm, was bringen Sie denn Gutes?“

Lothar setzte sich an den Tisch. Höflich äußerte er sein Anliegen.

Die Miene des Präsidenten wurde hart. „So, so“, sagte er nach einem hitzigen Schnauf. „Ich habe von dieser Machination, die sich Heimindustrie nennen will, gehört. Ich habe nicht im Ernst daran glauben können.“

„Sie ist Tatsache geworden.“

„Hm, hm, Tatsache“, wiederholte der Ammann bedeutungsvoll, ergriff die Zeitung, schlug mit dem Handrücken darauf und erläuterte: „Sehen Sie, ich lese das Feuilleton: Die Lichter in der Nacht, ein Seemannsroman. Da ist von einem Geisterschiff die Rede. So ein Gespensterschiff erscheint mir eure Heimindustrie. Wer ist das Schiff? Unser Volk? — Wer ist der Mast? — Frau Gauch? — Wer ist die Flagge drauf? — Der Sekretär? — Einfach

lächerlich! Und Sie, Herr Lehrer, was sind denn Sie? Die Segel oder der Kapitän?“

Der Lehrer ärgerte sich nicht. Das Bild belustigte ihn vielmehr. Für so phantasievoll hatte er den Präsidenten nicht gehalten. Der Vergleich war sicher vorbereitet. Das Problem der Heimarbeit mußte den Präsidenten geärgert haben. So viel hatte Lothar im seltenen Verkehr mit dem Ammann erkannt, daß der Mächtige jede Neuerung bekämpfte, die nicht seinem dicken Kopf entsprungen war. Kam die Sache dennoch in Gang und bewährte sie sich, dann schwenkte er zu den Befennern über und war ein Förderer des guten Neuen. Der Ammann suchte auch wirklich manche Not zu lindern. So hatte er ohne Aufhebens Wilhelm Dazzon in seinen Dienst genommen.

Lothar erwiderte gelassen: „Herr Präsident, Sie haben unrecht, wenn Sie unser ernstes und gemeinnütziges Unternehmen mit einem phantastischen Schiff vergleichen. Wir fahren auf festem Boden; es wird uns nicht einfallen, wie jener Bauer zu handeln und Segel an den Pflug zu spannen.“

Des Ammanns Gesicht strahlte plötzlich: „Geben Sie acht, Herr Lehrer, daß Sie mit dieser Besatzung nicht Schiffbruch erleiden.“ Etwas milder im Tone fragte er: „Uebri gens Herr Lehrer, warum wollen Sie sich hier einmischen?“

Lothar erwiderte hartnädig: „Als Bürger habe ich das Recht und die Pflicht, das zu unterstützen, was mir als gerecht und notwendig erscheint. Ich will überdies nicht nur Lehrer in den vier Schulwänden sein, sondern auch Volks-erzieher.“

Der Ammann zog die buschigen Brauen hoch: „Wen wollen Sie noch erziehen? Uns Erwachsene? Wollen Sie die Krisis in unserm Dorf beheben? Bilden Sie sich ein, daß gerade Sie der Prophet sind?“

Lothar lächelte: „Durchaus nicht. Der beste Prophet wurde gekreuzigt. Ich will einfach mithelfen, den Armen und Arbeitslosen einen winterlichen Verdienst zu verschaffen. Es wird auch für die Gemeinde eine Erleichterung sein, wenn die Zahl der Arbeitslosen abnimmt.“

„Sie sind immer noch eigensinnig“, staunte der Präsident entrüstet.

„Mir selbst getreu“, entgegnete Lothar schlicht.

„Was wollen Sie denn?“ lenkte der Präsident ein.

Lothar wiederholte höflich das Gesuch, die Schulsäle benützen zu dürfen, um den Dorfleuten das Erlernen der Strohflechterei zu ermöglichen.

Der Ammann schöpfte tiefen Atem: „Die Erlaubnis kann ich Ihnen nicht erteilen. Die Vollmacht liegt in den Händen des gesamten Gemeinderates. Uebrigens ist ein Schulzimmer kein Raum für Strofkultur.“

Dem Lehrer brannte der Spott auf der Zunge: „Herr Präsident, Strofkultur wurde vermutlich getrieben, als Sie zur Schule gingen“, aber er bezwang sich, auch der Ammann mußte für die neue Zeit erzogen werden, der Kern war gut, nur die Schale verknozt und rauh.

Der Lehrer erhob sich und sprach gelassen: „Ich hoffe auf einen Entscheid, der jedermann befriedigt. Auf Wiedersehen, Herr Ammann.“

Der Ammann lachte mit einem besänftigten Unterton und sprach, sich ebenfalls erhebend: „Das müßte eine himmlische Musik sein, die allen gefallen kann. Ich muß Ihnen gestehen, das Trio Ihrer Zukunftsmusik gefällt mir nicht. Sie sind wohl sehr musikalisch, aber die Stimmen Ihrer Mitsänger haben keinen guten Klang. Auf Wiedersehen.“

Lothar ging und schloß höflich die Türe. Bedrückt, aber aufrecht schritt er vom Hofe weg und schlug den Weg nach der Wohnung des Gemeindefchreibers ein.

Fischlin wohnte im zweiten Stock einer Mehlgerei. Das Haus war Eigentum seiner Frau. Sie öffnete dem Besuch die Türe, ohne ihn eintreten zu heißen. Sie war noch mit einem roten Morgenrock angetan und sah nachlässig aus. Die Hexe aus Hänsel und Gretel, schob es dem Lehrer durch den Sinn. Wohlstandig erkundigte er sich nach dem Herrn Gemeindefchreiber. Die Frau räusperte sich unhöflich. Mit der langen, spitzen Nase stöberte sie in der Luft herum und erteilte die mürrische Antwort: „Ich weiß nicht, wo er sich herumtreibt. Seit das neue Geschäft besteht, ist er nun auch die halben Nächte auswärts.“ Dann musterte sie den jungen Mann mit kurzächtigen Augen und tat ganz erstaunt: „Sie sind ja der hübsche Herr Lehrer. So, so, Sie sind also auch bei der Verschwörung gegen den Direktor von der Fabrik? Das ist schon recht, aber —“, über ihr mageres Runzelgesicht huschte ein hämisches Zucken, „aber Sie wollen doch Fräulein Claire heiraten, nicht?“

„Wer behauptet das?“

„Die Katzen sehen des Nachts am besten“, bekannte die Frau aus ihrem natürlichsten Wesen heraus. „Ich möchte Ihnen nur raten, lasset meinen Mann aus dem Spiel!“

„Ich lasse ihn völlig aus dem Spiel“, bemerkte Lothar barsch. „Adieu!“

Lothar redete sich in der frischen Luft. Neue Gegnerschaft tauchte auf, der Kampf versprach reizvoll zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Jerusalem — wie es heute ist. Von Gabriele Tergit.

Jerusalem ist die heilige Stadt der griechisch-orthodoxen Christen, der katholischen Christen, der armenischen Christen, kurzum der Christen aller Kirchen und Bekenntnisse. Jeruscholayim ist die heilige Stadt der aschkenasischen Juden, der sephardischen Juden, der Juden aus Bagdad, aus dem Yemen, aus Nordafrika, aus Syrien und Mesopotamien, aus Persien und der Bucharei. El Kuds — so heißt Jerusalem auf arabisch — ist nach Mekka die heilige Stadt der arabischen Mohammedaner, der Beduinen und Fellachen, der türkischen Mohammedaner, kurzum der Mohammedaner aller Länder. Die ersten Zeugnisse von der Stadt Jerusalem sind 3400 Jahre alt.

Die Altstadt ist heute noch von hohen, grauen Mauern umgeben, mit gewaltigen Toren, mit zackigen Türmen. Die Stadt, wie aus Stein gewachsen, scheint nicht gebaut zu sein. Häuser sind nicht zu erkennen. Sie sind Mauer, Torweg, fensterlose Wand. Gestein schichtet auf Gestein. Dach des einen Hauses ist Straße zum nächsten. Aus dem Felsen wächst ein Haus. Eine unbezwingbare Burg. Mitten in der Stadt. Schichte auf Schichte wohnt hier das Volk. Niemand kennt das Alter seiner Wohnung. Vielleicht 2000 Jahre, vielleicht 400 Jahre. Nur schmale Gassen. Kein Weg für Pferd mit Wagen, geschweige für Auto in einer Stadt von ungefähr 15,000 Einwohnern. Zwischen den Häusern, über die Treppen klettern Esel, Kamel und Maultier ...

Quer durch die Stadt fällt die Bazarstraße. In Gewölben sitzt hier das Handwerk: verkauft der Goldschmied den englischen Reisenden den Schmuck, der noch warm vom Hämmern seiner Hand, macht der Schmied Messinggeräte

zum Brühen des Kaffees oder für die Kästen, die die Schuhpuher durch die Stadt tragen. Im dunklen Gewölbe gehen Kamele, malen Sesamkörner zu Del. Am offenen Feuer brät und haßt der Garfoch scharf gewürzte Gerichte. Der Schuster, die Brille auf der Nase, schneidet Leder. Der Töpfer dreht Töpfe auf der gerundeten Scheibe. Eine Frau strickt kleine runde Mützen zum Verkauf. So einfach ist das Leben im Bazar, wie zur Zeit der Zünfte. Der Handwerker arbeitet gerade soviel, wie er verkaufen kann. Kein Lager bedrückt ihn. Neben ihm, im Gewölbe der Spezereien, findet man dagegen Schweizer Schokolade neben englischen Konserven, portugiesischen Sardinen, italienischem Thunfisch, amerikanischem Büchsenfleisch liegen, beim Stoffhändler Baumwollstoff aus der Tschechoslowakei, England, Deutschland und Japan. Durch die drängende Menge von Lastträgern, Raftanjuden, europäischen Juden, Arabern mit Fez, Mütze oder Turban oder dem weißen Kopftuch, das von einem schwarzen Schnurkranz auf dem Kopf festgehalten wird, christlichen Würdenträgern in schwarzer Soutane, Mönchen in der braunen Kutte, durch die Menge der Frauen, die auf dem Kopf das Wasser im Petroleumfanister, Stoff, überhaupt jede Art von Last tragen, traben die Esel, Säde zu beiden Seiten, laufen Kinder, geht der schreiende Blinde, stützt sich der Einäugige auf den Lahmen.

Getrennt durch die Bazargassen, liegen die vier Viertel der alten Stadt, das armenische, das christliche, das mohammedanische, das jüdische. Weit, reich und still, Dellampe an den Ecken zwischen den hohen Mauern, über die die Pinie sieht, hohe, schmale Cypressen, das feine, zarte wehende Blatt-